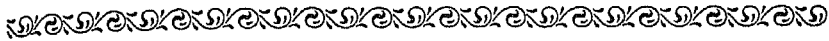


Schülern — nicht bloß den nervenkranken — ein „individualisirender Unterricht“ zu Theil werden kann. Dann wird es möglich sein, die „nervenkranke Kinder“ wenigstens in der Zeit ihres verhältnismäßigen Wohlbefindens in der Mitte der Gesunden zu erziehen, und damit die Schädigungen zu vermeiden, welche bei Anhäufung solcher Kinder denn doch wohl nicht immer zu vermeiden sein würden.
C. F.



Maurice Maeterlinck.

Von Henriette Roland Holst.

(Fortsetzung.)

In „Intérieur“, dem dritten der Dramen, stehen ein Greis, ein Fremdling und zwei Kinder des Abends vor einem Fenster, das auf den Garten sieht. Sie müssen die Familie da drinnen auf den Tod einer der Töchter vorbereiten, die im Flusse ertrunken ist. Ungelesen beobachten sie Vater, Mutter und Kinder, die sich hinter den Fenstern so sicher fühlen — der dünnen Wand, die sie noch vom Weibe trennt. Sie, die das Unheil bringen, stehen im Garten und sprechen miteinander; was sie reden, ihr Widerwille, Trauer zu bringen, ihr Gefühl der Schuld Denen gegenüber, die da so ruhig sitzen, das ist der Inhalt des Stückes. Die Atmosphäre, die davon aufsteigt, ist das dritte Gefühl, wegen dessen ich Maeterlinck den Dichter der sterbenden Bourgeoisie nenne: die geheimnißvolle Unsicherheit des Lebens. Ruhig und sicher sitzen die Menschen hinter ihren Mauern — da naht plötzlich und unbemerkt der Schmerz; sie halten die menschlichen Bande, die das Glück binden, für stark — da kommt das Schicksal und zerreißt sie. „Weil die Götter es wollen“, sagte die griechische Tragödie, und die Menschen fühlten sich machtlos, aber ergaben sich in das Unabwendbare — wölbte sich doch ein Himmel über ihrem Haupte. Sie fühlten sich von der Natur abhängig und waren es auch; aber ihren gesellschaftlichen Zustand übersehen sie, ihre Lebensformen erschienen ihnen als das, was sie waren. Bei Shakespeare ist der Himmel fort, fort das alte Gottvertrauen; aber er empfindet das nicht als Verlassenheit, nein, als unendliche Freiheit. Die Handelsbourgeoisie, die damals aufkam und die den Reim zu so viel Großem in sich trug, brauchte keinen Himmel; je unbegrenzter die Welt, desto mehr Raum für ihre Schwingen und ihren unendlichen Flug. Maeterlinck aber hat weder den Himmel über sich, noch die stolze Sicherheit im Herzen; er sieht die Welt aufgewühlt wie ein brandendes Meer, er fühlt, daß eine große Umwälzung im Anzug ist, aber er weiß nicht, wer sie schlägt, was sie werden wird. Alles bedeutet für ihn Schmerz, ruheloses Jagen; das Unerwartete und Unberechenbare herrscht. Er weiß nichts von einer neuen Sicherheit, die ebenso triumphirend ist wie die der Renaissance, aber viel bewußter; er weiß nicht, daß der geheimnißvolle Anschein weicht, als ob eine nicht im Bereich der Menschen liegende Macht ihr Leben regierte, sobald wir die Gesellschaft begreifen, und daß wir damit zwar nicht die Weiden, die die Unsicherheit über uns bringt, aber doch den Druck der Unsicherheit selbst überwinden.

Maeterlinck überwand diesen Druck nicht. Wie die Angst in „La Princesse Maleine“, so stellte sich ihm auch die Unsicherheit in „Intérieur“ als etwas Außer-gesellschaftliches dar. Es ist traurig, aber nicht geheimnißvoll oder unerklärlich, daß ein kleines Mädchen im Flusse ertrinkt. Es ist traurig, aber nicht schreckenerregend, daß Menschen sterben — erreicht der Tod doch alle Wesen, ist er doch

ein Glied im Leben der Natur. Was Maeterlinck als geheimnißvolle Unsicherheit empfand, die ihn erschauern machte, war die Existenz der Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft, war der Zustand, in dem seine Klasse verkehrt, waren die Widersprüche in ihr, war, daß aus ihr selbst etwas Feindliches entsprang, das sie zu vernichten droht; aber zum Träger dieser geheimnißvollen Unsicherheit machte er wiederum die Natur.

Als kleines Flämmchen leuchtet aus diesem unruhigen Dunkel das Verständniß für die Kraft gemeinsamer Gefühle. „Es ist gut“, sagt der alte Mann, der die Todesnachricht zu bringen hat, „es ist gut, wenn man die, die unglücklich sind, umringt. Auch die Gleichgiltigen tragen, ohne es zu wissen, einen Theil des Kummers. Geräuschlos und ohne Mühe, wie Licht und Luft, verbreitet er sich dann.“ Wir sehen, daß dieses gemeinsame Gefühl, dieser Trost, uns mit Anderen verbunden zu fühlen, nicht Gewinn an Kraft, sondern nur Erleichterung des Leidens bedeutet. Trübsal und Schwäche ist für Maeterlinck dasjenige, was die Menschen vereint; Gemeinschaft in Freude, Gemeinschaft im Kampfe besteht für ihn nicht. Was für ein schwaches, zitterndes Flämmchen ist doch Maeterlinds Gemeinschaftsgefühl!

So hat er also diese Gefühle dargestellt und verherrlicht: Angst, Ohnmacht, Unbewußtheit und Unsicherheit. In Poesie wiedergeboren, erstanden sie durch ihn aufs Neue im Schimmer der Schönheit, er feierte sie als den eigentlichen Sinn des Lebens; und damit feierte er den Niedergang der Klasse, der sie eigen waren, als ein Aufsteigen, ein Sichbefreien von der Materie. Und die Klasse erkannte sich selbst und ihre Verherrlichung, sie, die in Wirklichkeit so materialistische, pries ihren Dichter, und da sie nun einmal damit glänzte, so bewunderte und genoß sie auch dieses ätherische Leben, diese Seelen ohne Körper, diese Gemüthskrankheit in der Literatur. Maeterlinck wurde der Modedichter der verfeinerten Bourgeoisie. Kein Wunder — er schenkte ihr ja den Schlaftrunk ein und wiegte sie in einen schmerzlosen Tod. Auf dem Strome der Poesie treibend, schienen ihre verblakten und verwelkten Gefühle wieder Farbe und Duft gewonnen zu haben; sie gingen ihnen nach, fanden sie schöner als sie dachten und erfreuten sich daran.

Wir mißgönnen ihnen diese Freude nicht und nicht den schönen Schimmer, der ihren Todeskampf verklärt. Sie sind zu schwach und schlaff, unsere Lust aber ist zu rauh, unser Kampf zu hart, unsere Augen zu nüchtern blickend, als daß sie die Schönheit unserer Wirklichkeit sehen könnten. Muth, Lebensfreude, Durst nach Erkenntniß und Wissen ruhen auf dem Kirchhof der bürgerlichen Ideale; diese großen Todten, die ihrer Jugend das Geleite gaben, sind von der Bourgeoisie vergessen, weil die Lehren Jener nicht mehr zu ihrem Zustand passen. Ihre Bewunderung für Maeterlinck schloß die Erkenntniß ihres hoffnungslosen Verfalls in sich.

* * *

Und nun zum Schluß: Ist diese Poesie als Bild des Unterganges einer Klasse schön? Für unsere Augen nicht. Alles Sterben ist rührend, auch das einer Klasse. Das Rührende des Todes schwebt über der Poesie Maeterlinds. Er spricht mit gefühlvoller Stimme, er hat mitunter zarte Empfindung, tiefstimmige Gedanken, er hat — wie fast jeder moderne Dichter — tiefes Verständniß für den Schmerz. Aber Rührung erwecken, ist noch keine Schönheit. Um schön zu sein, dazu fehlt dieser Poesie all die Kraft, all das Leben, das nirgends anders zu finden ist, als in der Wirklichkeit. Das war auch nicht anders möglich, da ja der Dichter die Wirklichkeit verachtete und sich von ihr als von dem Uneigent-

lichen, Unwesentlichen, Niedrigen abwandte. Den innerlichen Menschen wollte er darstellen; dabei vergaß er aber, daß das Innerliche sich nicht anders als im Sinnlichen offenbaren kann — in den Worten des Mundes, den Thaten des Körpers. Tiefer wollte er sehen, durch diese hindurch, um den wahren Menschen zu fassen, dabei aber verlor er ihn ganz; er glich einem Schiffer, der, um sich von Form und Verlauf einer Küste besser Rechenschaft zu geben, sein Fahrzeug seewärts wendet und sich weiter und weiter von der Küste entfernt, bis er nichts mehr sieht, als eine undeutliche, einförmige Linie.

Im dem Buche, in dem Maeterlind den Schlüssel zu seiner Poesie giebt — „Le Trésor des Humbles“ (Der Schatz der Niedrigen) — sehen wir, was ihn veranlaßte, so zu handeln. Der Begriff, der ihm vorschwebte, war ein Wiederaufleben des subjektiven Idealismus in der Gefühlsphäre. Maeterlind fühlte, daß eine mehr umfassende Kraft, als die dem einzelnen Menschen zum Bewußtsein kommende, ihm seine Worte, Handlungen, Gefühle und Leidenschaften eingiebt. Aber statt nun diese Kraft da zu suchen, wo sie wirklich besteht, in dem gesellschaftlichen Verband, wovon jeder einzelne Mensch einen Theil bildet, suchte er sie sowohl außerhalb oder unterhalb des Menschen, als auch außerhalb der Gesellschaft, also jenseits des menschlichen Bewußtseins. Aber jenseits des Bewußtseins liegt keine Wirklichkeit, und darum konnte auch in seinen Gestalten keine Wirklichkeit wohnen; so wurde der letzte Dichter der Bourgeoisie ein Dichter von Schatten.

Um den Untergang der Bourgeoisie und die Gefühle, die er erweckt, in welchen Formen oder Bildern auch immer, lebendig und kräftig wiedergeben zu können, dazu wäre erforderlich gewesen, daß Maeterlind diesen Untergang begriff, daß er, was er that, bewußt ausführte, daß er also die Gesellschaft, und die Bourgeoisie in ihr, als organisches Ganzes sah, daß er sah, warum sie verfiel und kraftlos wurde. Aber gleichzeitig hätte er sehen müssen, wie aus ihrem Verfall etwas Neues emporkeimte und daß sie nicht vergebens gelebt hatte und starb, sondern, wider ihren Willen und unbewußt, sterbend eine bessere Welt gebar. Auch dann hätte er die Ohnmacht, die Unruhe und die Unwissenheit über sich selbst, die ihren Verfall kennzeichnen, bemerken und schildern können; aber dann hätte er das gethan als Einer, der darüber steht, nicht als Einer, der selbst darin befangen ist — dann wäre er ein Dichter des aufstrebenden Proletariats und nicht der niedergehenden Bourgeoisie gewesen.

III.

Unter ihrem Verfall leidet die Bourgeoisie; Maeterlind litt unter seiner Blindheit und Schwäche. Und obwohl er diese Blindheit und Schwäche gut nannte und als die wahre Lebensweisheit erklärte, hatte er doch das unbestimmte Gefühl, daß sie nicht gut sein konnten, eben weil er darunter litt. Der untrüglige menschliche Instinkt sagte ihm, daß Freude und Sicherheit mehr Kraft geben, als Leid und blindes Tasten. Auch er wollte noch einmal Freude und Sicherheit besitzen und zu gleicher Zeit eine Kunst, die auf diesen Gefühlen beruht. Ehe ich aber fortfahre, will ich kurz erklären, was ich für die Wahrheit in Bezug auf Freude und Schmerz in der Kunst halte.

Ich glaube nicht, daß eine Kunst ganz ohne schmerzliche Gefühle denkbar ist, ebenso wenig wie ein Mensch oder ein anderes sterbliches Wesen in der Natur. Denn um ein Wesen ganz ohne Schmerz begreifen zu können, müßte man es sich auch ohne jede Schwäche vorstellen, das will sagen, ohne einen Keim des Verfalls. Solch ein Wesen besteht aber nicht, und das Gefühl der Endlichkeit aller Ge-

schöpfe, das Gefühl ihrer Schwäche gegenüber der Natur, schließt bereits den Schmerz in sich. Krankheit, Alter, der Tod von Mensch und Thier, der Abend des Tages, der Fall der Blätter, das alles sind Elemente des Schmerzes, und auch in die kräftigste und freudigste Poesie mengen sie einen bitteren Tropfen, einen Tropfen der Schwachheit. Aber der Mensch lebt nicht allein als Theil der Natur, sondern, und zwar an erster Stelle, auch als Theil der Gesellschaft; die Einwirkungen der Gesellschaft gehen tiefer als die natürlichen, sie haben mehr Einfluß auf sein Leben. Daher können also die Einflüsse, die die Gesellschaft auf einen Menschen ausübt, seine Zugehörigkeit zu einer Klasse, die der Natur und den anderen Klassen stärker oder schwächer gegenübersteht, den nothwendigen Theil Schwäche — wenn es nämlich Einflüsse von Kraft und Freude sind — so übertönen, daß er beinahe unhörbar im Chöre der Gefühle mitklingt. Je kräftiger sich also die Klasse fühlt, deren Gefühle ein Dichter ausspricht, je größer ihre Erwartungen sind, desto mehr werden die Elemente der Schwäche und des Schmerzes in seiner Poesie in den Hintergrund treten. Und andererseits: Je mehr sich eine Klasse dem Verfall nähert, je unsicherer und wankender sie sich innerlich fühlt, desto stärker werden die Elemente des Schmerzes auf sie wirken. Alles, was in der Natur Verfall und Schmerz ausdrückt, wird sie durch das Analoge ihres Zustandes anziehen; sie kann dem nicht entgehen, immer wieder muß sie derartigen Gefühlen zur Beute fallen, und darum muß das Schmerzliche einen überwiegenden Theil ihrer Poesie ausmachen.

Maeterlinds 1896 erschienenes Drama „Aglavaine et Sélysette“ spricht für die Wahrheit dieser Behauptung. Er sucht darin die alten, schwachen Gefühle, die er früher die schönsten nannte, zu überwinden. In seinem Herzen fühlte er die Liebe zu etwas Sichererem und Stärkerem: zu Schönheit und Güte, die bewußt und wissend sein sollten. Waren sie dennoch die wahre Lebensweisheit? Waren sie stärker als die vom Schimmer der Schönheit verklärte Schwäche? Ist es möglich, im Leben ihrer Stimme zu folgen? Das Drama ist die Ausführung dieser Fragen und die Antwort darauf. Der alte, zähe, bürgerliche Idealismus sammelt noch einmal seine Kraft und versucht, ob es möglich ist, mit offenen Augen zu leben.

Folgendes ist der Inhalt des Dramas: Ein junger Mann, Méléandre, lebt in spielerischem, zärtlichem Glücke mit seiner lachenden, sich selbst nicht durchschauenden, noch kindlichen Frau Sélysette, der Verkörperung unbewußter Schönheit und Güte. Zwischen diesen Weiden erscheint Aglavaine; durch bewußte Weisheit will sie das Gute und Schöne erreichen — sie ist selbst die bewußte Weisheit. Sie hat sowohl Méléandre als auch Sélysette lieb, und auch diese lieben sie, Jedes auf seine Weise. Beide möchte sie zu ihrer Sphäre emporheben. Dem Méléandre erscheint sie als das Höchste und Beste, er, der das menschliche Gemüth verkörpert, beginnt unendliche Liebe für sie zu fühlen. Aber es zeigt sich, daß man unmöglich in den höchsten Gefühlen verweilen kann, ohne durch menschliche Leidenschaften gestört zu werden. Aglavaine, die bewußte Weisheit, will von dannen ziehen, aber Sélysette, die kindlich-unbewußte, kommt ihr zuvor — freiwillig nimmt sie sich das Leben, indem sie sich von einem Thurme herabstürzt, und noch im Tode sucht sie vor Aglavaine und Méléandre zu verbergen, daß ihr Sturz mit Absicht geschah. Diese aber durchschauen sie, und so nimmt sie Weiber Ruhe und Frieden mit sich ins Grab.

Dies Drama ist also die Schilderung der letzten Anstrengungen Maeterlinds, sich durch äußersten Idealismus über den Pessimismus zu erheben. Und in diesem Streite unterliegt er.

Aglabaine, die bewußte Weisheit, will Méléandre und Selysette in ihre Sphäre führen, will mit ihnen zusammen Schmerz, Schwachheit und Thränen durch sittlichen Muth besiegen — aber es gelingt ihr nicht. Maeterlinck will die Schwachheit, in der er versunken ist, durch Idealismus besiegen — aber es gelingt ihm nicht. Dem Schmerze unterliegen Méléandre, Aglabaine und Selysette; obgleich sie einzig und allein das Gute wollten, gehen sie unter. Dem Pessimismus unterliegt Maeterlinck; in ihm geht der Glaube an die segensvolle Macht der bewußten Weisheit unter. Aglabaine tritt voll Bewußtsein und Kraft auf, aber immer wieder wird sie besiegt. Nichts von dem, was sie zu können glaubte, vermag sie; bewußte Weisheit zu besitzen, führt also zu nichts. Wir wähnen, durch bewußte Weisheit das Glück zu finden, durch sie das Leben zu beherrschen, sagt Maeterlinck; aber sie selbst wird durch das Unberechenbare regiert. Das ganze Stück besteht aus einer Reihe von Niederlagen dessen, was zu Anfang als das ständige Prinzip hingestellt wurde. „Es giebt viele Dinge“, sagt Aglabaine im Beginn des Dramas, „die schöner sind als Thränen, und oft ist es besser, nicht geweint zu haben.“ Aber etwas später heißt es schon: „Oft haben wir die Wahl unter unseren Thränen, und wenn ich nur auf meine arme Weisheit hörte, würde ich sagen, wir müssen die schönsten wählen.“ — Thränen, immer nur Thränen! Die Weisheit dieses Dichters hat kein Lächeln um die Lippen; sie brachte es nicht weiter als die der Romantik, und die Worte de Mussets liegen ihr sehr nahe: „Wir ist in der Welt nur ein Glück geblieben — manchmal geweint zu haben.“ Der Glaube, daß Weisheit zum Glück führt, ging unter; was die Weisen erwarten können, ist nur — schöner Schmerz. — Aber noch schlimmere Niederlagen kommen. „Nun habe ich erkannt“, sagt Aglabaine, „daß die Güte nicht weise, sondern menschlich und thöricht sein soll.“ Weisheit und Einsicht sind also dem guten Willen nichts nütze; thöricht, das heißt blind, muß man sein. Fahre wohl, du Traum von einer Weisheit, die stärker ist als der Schmerz, stärker als die Leidenschaft, stärker als das Schicksal; alles verjant, und bei dem großen Schiffbruch blieb nichts übrig als die „menschliche“, die blinde Güte. Vom Abstrakten und Innerlichen auf die Gesellschaft und die Wirklichkeit übertragen, heißt das also: Gegen Leiden und Noth ist alles ohnmächtig, außer der blinden — Philanthropie.

Aber noch schlimmere Niederlagen folgen, und die schlimmste von allen kommt am Schlusse. Bewußte Weisheit, die für sich und Andere das Schöne erstrebte, brachte nichts als Leid; unbewußte Güte, die das Gute wollte, sei es auch auf Kosten des eigenen Glückes, opferte sich auf, aber ihr Opfer war vergeblich. Selysettes Tod hinterließ ewige Pein, und Méléandre, das umhergeschleuderte menschliche Gemüth, ruft voller Verzweiflung: „Die Liebe ist ebenso grausam wie der Haß. Ich fluche der Schönheit, die Verderben bringt, ich fluche der Weisheit, die zu rein sein will, ich fluche dem Schicksal, das nichts zu Stande kommen läßt.“ So liegt also alles zu Boden: die bewußte Weisheit vermochte nicht einzugreifen, die unbewußte Güte opferte sich vergebens; nichts blieb übrig, als die unerbittliche Nothwendigkeit, zu Leiden. Der Idealismus kann den Pessimismus nicht überwinden, denn sittlicher Muth und bewußtes Streben müssen dem Schmerze weichen.

So mußte es kommen. In diesem Aufklackern des Idealismus erhoben sich noch einmal alle die Hoffnungen und Kräfte der Bourgeoisie und kämpften gegen ihren Untergang, so wie ein Kranker zum letzten Male gegen das Fieber kämpft. Aber welche Kraft stützte den Idealismus bei seinem Ringen, da, wo alle Stütze

gefunden werden muß in der Wirklichkeit? Maeterlind kämpfte, um über seine Schwäche und Verzweiflung hinwegzukommen, wie ein Mann kämpft, der im Sumpfe versinkt — was er erfaßt, geht mit ihm unter, je mehr er ringt, desto tiefer versinkt er. So haben wir Alle gerungen, solange wir in der bürgerlichen Gedankenwelt lebten, um unseren Idealismus zu bewahren. Wir fühlten ihn in uns schwinden und absterben und suchten verzweifelt nach etwas, woran wir uns festhalten konnten — aber da war nichts, denn der bürgerliche Idealismus findet keine Stütze in der Wirklichkeit. Das gesellschaftliche Leben in der Bourgeoisie ist eine andauernde Verleugnung von allem Idealismus, ist mit aller sittlichen Höheit, mit aller bewußt das Gute erstrebenden Weisheit in Streit. Maeterlind konnte die Kräfte nicht sehen, auf die sich diese Weisheit bei ihrem Werke stützt, denn von seinem Gesichtspunkt aus bestanden sie nicht. Der Zwiespalt zwischen Ueberzeugung und gesellschaftlichem Handeln rächte sich an ihm. Ueberzeugung ist machtlos, so sagte er nach bitterem Kampfe; er hatte recht, denn was ihr Kraft verleiht, lag nicht auf seiner Seite des Berges.

Auf der anderen Seite lag alles, was er suchte. Die Stellung seiner Klasse in der Geschichte, die Art seiner Empfindungen als Mitglied dieser Klasse bestimmte in ihm die Gefühle und Gemüthsregungen, von denen er glaubte, daß sie mit ewigen, unveränderlichen Gesetzen zusammenhängen. Von seinem Gefühl der Unsicherheit sagen wir: Das Leben der Menschen erscheint dir so haltlos, weil es durch Einflüsse regiert und vernichtet wird, deren Ursachen du nicht kennst; wir aber kennen sie und werden sie überwinden. Von seiner Unbewußtheit sagen wir: Die Regelung der Produktion alles dessen, wovon Menschen leben, fand bisher scheinbar immer mehr ohne ihr Zutun statt; je komplizirter die Gesellschaft wurde, desto mehr steigerte sich bei den Menschen das Gefühl, daß etwas Unbekanntes sie beherrschte — sie litten darunter, wollten aber doch nichts daran ändern, denn hierin lag ja zugleich das Geheimniß ihrer Macht. Du, Bourgeoisie, leidest unter der Unbewußtheit, aber du willst dich von ihr nicht trennen, willst nicht sehen, was es ist, das diesen Schein um das Leben breitet — denn diesen Schein verlieren, heißt für dich zugleich, den Untergang deiner Klasse erkennen. Darum verherrlichst du diesen Schein, wenn du auch darunter leidest — wir aber durchschauen ihn und nehmen ihn hinweg. Und zu Maeterlind sagen wir: Du erweckst den Anschein, als ob heutzutage die Besten der Menschen in Unsicherheit, Unbewußtheit und Angst befangen wären. Das entspricht nicht der Wahrheit. Wohl ist es wahr, daß ein Theil der Menschen, und von diesem Theile vielleicht die Besten, so fühlt — aber nicht wir, die kämpfenden Proletarier. Wir empfinden keine Angst, sondern Muth, keine Unsicherheit, sondern Zuversicht, und gerade in der größten Bewußtheit suchen wir unsere Kraft. Unsere Gefühle sind von denen gerade entgegengesetzt, und sie sind besser, stärker, freundiger. Du sagst, daß bewußte Weisheit und sittlicher Muth geschlagen werden, sobald sie in die Ereignisse eingreifen wollen. Auch das entspricht nicht der Wahrheit. Unsere Weisheit, unser sittlicher Muth werden nicht geschlagen, sondern siegen. In ihnen leben wir, stehen wir auf und legen wir uns nieder; die Schönheit, die einmal daraus erstehen wird, die offene Schönheit, die die Kehle von Liedern schwellt, besitzen auch wir nicht; aber den bewußten Muth besitzen wir wohl, und er ist es, der uns das Leben giebt. Deine Poesie, deine Schilderung der Niederlage des Idealismus ist nur zum Theile wahr — wahr für dich und deine Klasse; zu uns aber klingt sie herüber wie die letzten Schreie Schiffbrüchiger von einem sinkenden Schiffe. —

Während Maeterlind in seinen Werken voller Trauer den Untergang des bürgerlichen Idealismus wiedergab, schlugen die Wogen des kämpfenden und siegenden Idealismus an sein Haus. Im Jahre 1894 erlangten die Arbeiter, die sich inzwischen vom wilden Widerstand zum geordneten Angriff emporentwickelt hatten, nach Jahren des Ausbrennens das allgemeine Wahlrecht. 300 000 Mann stimmten 1894, 1 000 000 mehr 1896 für die Sozialisten; und in all den Hunderttausenden brannte, dumpfer oder heller, ein neuer Idealismus: das Vertrauen auf den schließlichen Sieg der bewußten Weisheit und des sittlichen Muthes. Die Läden und Werkstätten des „Vooruit“ erstanden in allen Stadttheilen Gents, Arbeiterchaaren zogen am ersten Mai durch die Straßen; die Stadt war erfüllt von ihrem Gesang, hell vom Lichte ihrer Fackeln. Tausend Herzen klopfen voller Muth, Bemühtheit und Sicherheit. Für Maeterlind zählte das alles nicht mit; als ein Blinder und Tauber stand er inmitten des neuen Lebens — er hörte es nicht und sah es nicht; es konnte ihm nichts geben. — Und warum nicht? Er selbst sagt es in dem Buche, das er im selben Jahre wie sein letztes Drama¹ herausgab, in „Le Trésor des Humbles“: weil er sich von der Wirklichkeit abgewandt hatte.

IV.

Den Inhalt von „Le Trésor des Humbles“ bilden Studien und Betrachtungen über verschiedene Personen und Gegenstände: über das Schweigen, über die Frau, über die mythische Moral, Emerson, Ruysbroec, Novalis zc. Bei allen diesen Aufsätzen geht Maeterlind von der Voraussetzung aus, daß wir ein Doppelleben führen. Zu dem einen Leben rechnet er unsere Handlungen, unsere Gedanken und unsere Gefühle, soweit diese bewußt sind, und dies nennt er das äußerliche, das unwirkliche Leben. Das wirkliche oder tiefe Leben ist nach ihm das unbewußte Seelenleben. Diese Begriffe hängen mit dem Wiederaufleben der Lehre Kants in der Philosophie zusammen. Kant sagte: Wir kennen die Dinge außerhalb unserer selbst nur durch ihre Wirkungen auf uns; sie selbst kennen wir also nicht. Das gab Veranlassung zu vielerlei Inkonsequenzen und Bedenken. Aber unter den neuen Anhängern dieser Lehre gehen einige noch einen Schritt weiter und sagen: Wir kennen nicht allein nicht die Dinge an sich, wir kennen auch ihre Einwirkungen auf uns nicht; wir kennen allein unsere eigenen Gedanken. Vom kritischen Idealismus Kants gehen sie zu dem subjektiven Idealismus Fichtes über.² Aber wieder Andere gehen noch weiter und sagen: Auch unsere Gedanken kennen wir nicht, oder vielmehr, wir kennen nur einen kleinen Theil davon, und auch dieser gehört bereits zum Außerlichen, zu dem, was außerhalb unseres tiefsten Ichs liegt; unser tiefstes Ich, das ist unser unbewußtes Ich, dasjenige, was wir nicht kennen. Maeterlinds Gefühlsphilosophie steht also auf der äußersten Grenze dieses subjektiven Idealismus. Und da das Aufkommen dieser Richtung mit dem Reaktionswerden der Bourgeoisie zusammenfällt, ist es kein Wunder, daß die Lehren, die sich daraus ableiten lassen, bewußt oder unbewußt benutzt werden, um gesellschaftliche, um thätssächliche Reaction zu rechtfertigen. Zum Beweis hier einige Citate.

Seite 10: „Wir reden nur in den Stunden, in denen wir nicht leben, in den Augenblicken, wo wir unsere Brüder nicht bemerken wollen, wo wir uns in einem großen Abstand von der Wirklichkeit befinden.“ Somit ist also alle

¹ Vorliegende Abhandlung wurde abgefaßt vor der Aufführung von „Monna Vanna“. Wir beabsichtigen, eine Würdigung dieses jüngsten Dramas Maeterlinds nach seiner Aufführung in Deutschland zu veröffentlichen. Die Redaktion.

² Siehe die Artikel von Plechanow, Band XVII, S. 34 und Band XVIII, S. 11.

Sprache und alle Schrift — denn Schrift ist geronnene Sprache — und sind auch alle Gedanken — denn Gedanken sind unvertonte Sprache — leer und nichtig; also ist alles, was wir einander begreiflich machen, unwirklich, und Alle, die mit Wort und Schrift für eine Aenderung in der Welt streiten, sind Thoren.

Und weiter: „Es wird vielleicht eine Zeit kommen — viele Dinge weisen auf ihr Nahen hin —, wo unsere Seelen sich ohne die Vermittlung der Sinne verstehen werden.“ Die Seele führt also ein selbständiges Leben, unabhängig von den Sinnen; sie ist ein Ding, der Körper ein anderes — der alte christliche Dualismus kommt wieder zu Ehren. Zu welcher Schlussfolgerung aber führt dieser Glaube Maeterlincs? — Seite 8 lesen wir: „Was geschähe, wenn unsere Seele plötzlich sichtbar würde, und ihres Schleierns beraubt, aber mit ihren tiefinnersten Gedanken beladen, die geheimsten, unsagbarsten Handlungen ihres Lebens hinter sich herschleppend, inmitten ihrer Schwestern hervortreten müßte?“ Und die Antwort lautet: Der unzähligen Sünden des Fleisches wird sie sich nicht zu schämen haben, denn „sie hat nichts von ihnen gewußt, sie haben sie niemals erreicht“. Natürlich: wo Körper und Seele getrennt sind, wo die (unbewußte) Seele im Körper thront, wie ein nichtverantwortlicher Fürst, da hat sie mit den Thaten, die der Körper ausführt, nichts zu thun. Das ist die Lebensauffassung der Quietisten; hiervon ausgehend, füllten im achtzehnten Jahrhundert die quietistischen Priester die Klöster mit Unzucht und gaben den Nonnen, die sie mißbrauchten, im Voraus Absolution für ihre Sünden: sie waren nicht schuldig, denn Gott ließ es ja zu, daß Heilige schwachen Fleisches waren — das Fleisch beging die Sünde, die Seele wußte nichts davon und blieb ganz unbethelligt!

Und was folgt nun in unserer untrüchlichen Zeit aus dieser Lehre? — Was anders, als dieselbe Freiheit, im Fleische, das heißt in der Welt zu sündigen, da doch die Seele heilig bleibt!? Also, ihr, Angehörige der herrschenden Klasse, also, ihr, Kapitalisten: heutet eure Arbeiter aus, laßt sie sich schinden für euch, plündert das Volk aus zu Gunsten eures Gewinns; das ist euer grob-irdisches, materielles Leben, euer Leben im Fleische. Eure reine Seele lebt tief darunter, sie schwelgt des Abends mit Gleichgestimmten in ätherischen Gefühlen, sie vertieft sich in Nußbrocc und Novalis, in Maeterlinc und Swedenborg; und ihr, Proletarier, schindet euch, süßt euch darein, zwölf, dreizehn Stunden auf der Fabrik oder in den Minen zu verbringen, ohne vom Leben etwas Anderes zu kennen, als geisttödtende Arbeit, thierische Ruhe und thierische Genüsse — was schadet euch das? Eure Seele lebt unbewußt ein köstliches, herrliches Leben; seid also zufrieden und begehrt nichts Anderes — das Andere ist doch unwirklich.

Man sagt wohl von Maeterlinc, daß er eine neue Moral auf neuen Prinzipien begründen wolle, daß er das gegenseitige Verhalten der Menschen nach der inneren Stimme der Seele geregelt sehen wolle. Aber in gesellschaftliche Wahrheit übersetzt bedeutet das: Ein großer Theil der Menschen kann das Leben, das er führt, nicht mehr rechtfertigen; nun sucht er ein Prinzip, das es für ihn rechtfertigt. Da kommt Maeterlinc und sagt: „Nicht ihr seid es, die so lebt; euer eigentliches Ich lebt schön und rein, weitab von euren Thaten.“ Kein Wunder, daß die Bourgeoise willig dem lauscht, der ihr diese Moral, diese Rechtfertigung schenkt. Für Maeterlinc bestehen die Menschen nur im Geiste, er fragt nicht darnach, welche Schlussfolgerungen für das Leben aus seinen Grundsätzen zu ziehen sind — das thun aber die, die ihn lesen, an seiner Statt.

„Es scheint“, sagt Maeterlinc auf Seite 67, „daß unsere Moral sich verändert und mit kleinen Schritten höheren Gefilden zustrebt, die wir noch nicht

sehen.“ — So ist's. Aber er, der die Moral nicht aus der Wirklichkeit ableitet, kann — das versteht sich von selbst — nicht die Kraft sehen, die ihre Bewegung veranlaßt. Er kann ihren Gang nicht von innen heraus begreifen, kann ihre Entwicklung nicht im Verband mit dem Mittelpunkt der menschlichen Existenz auf Erden sehen: der menschlichen Arbeit und ihren Veränderungen. Und was nicht von innen heraus, nicht aus sich selbst verstanden wird, das muß eine äußerliche Ursache haben.

So ist's auch hier: Maeterlinck erklärt die Transformation der Moral durch Schwankungen in der Weltseele; zu gewissen Zeiten in der Geschichte, sagt er, tritt die Seele mehr in den Vordergrund, bewegt sie sich heftiger. Wodurch? Darauf giebt er keine Antwort. Eins aber ist sicher: wenn sie sich nicht von selbst bewegt, muß es eine andere Macht geben, die sie bewegt. Hier sind wir also wieder bei einem zum Verständniß der Welt nothwendigen Deus ex machina angelangt, während es doch der große Ruhm des letzten Jahrhunderts war, uns gelehrt zu haben, Natur und Gesellschaft durch die in ihnen selbst wirkenden Kräfte zu begreifen. Sagte ich zu viel, als ich Maeterlinck reaktionär nannte?

„Le Trésor des Humbles“ ist das letzte Buch Maeterlincks, in dem er sich auf die Mystik stützt. Ebenso wenig, wie er durch sie schöne Poesie erzeugen konnte, gelang es ihm, auf ihr eine lebenskräftige Moral zu begründen. Er glaubte, von für alle Zeiten giltigen Gedanken auszugehen; bei näherer Untersuchung aber stellte es sich heraus, daß diese der unbewußte Reflex dessen waren, was die Bourgeoisie begehrte und was für sie in ihrem Stadium des Verfalls gut war. So, wie er ihr Dichter geworden war, wurde er auch ihr Moralist. Durch den schönen Schein betrog er sie über sich selbst und sich selber über den Ursprung seiner Moral und Poesie.

Maeterlinck ist ein lebender Beweis für die Wahrheit unserer Lehre, daß der Mensch in keinem einzigen seiner Gedanken, soweit sie mit seinem Gefühl zusammenhängen — wie hoch sie auch über der Gesellschaft schweben mögen —, von der Gesellschaft unabhängig ist. Sogar die Art seiner Gedanken über die Natur bestimmt sein gesellschaftlicher Zustand. So hängt der Umstand, welche Sterne dem Seemann am unendlichen Himmel auf- und untergehen, davon ab, wo sein Schiff sich auf dem Ozean befindet. Maeterlinck hat wohl etwas Derartiges gefühlt; wiederholt sagt er, daß es Jahrhunderte giebt, in denen die Menschen ein völlig äußerliches Leben zu führen scheinen, und andere, in denen ihr Leben sich vertieft. Aber niemals suchte er die Ursache dieser Erscheinung da, wo sie zu finden war — in der Gesellschaft.

In manchen Zeitpunkten der Geschichte, sagt er, kommt die tiefstunteste Seele der Menschen nach oben, an die Oberfläche ihres Lebens; inbrünstiger und mit größerer Andacht suchen die Menschen ihr Inneres zu erfassen. Ist das wahr, und wenn ja, woher kommt das? Maeterlinck giebt keine Antwort, wir aber können wenigstens versuchen, eine Erklärung dafür zu geben, ohne ins Unbegreifliche flüchten zu müssen.

Wir finden eine solche Unruhe, eine solche Flucht vor der Wirklichkeit, die Neigung, in Träumen Trost zu suchen, bei jeder großen Wendung in der Weltgeschichte, jeder Umwälzung in der Art und Weise, auf welche Menschen arbeiten und leben. Zu solchen Zeiten taucht stets ein grenzenloses Verlangen auf, ein Gefühl des Drucks und des Beengtseins durch stoffliche Bande und die Erwartung, daß sie bald zerbrechen müssen. Und sie zerbrechen in der That — denn die großen Wendungen selbst sind ja weiter nichts als das Zerbrechen der

Formen, in denen die Menschen der Natur und einander gegenüberstanden und die nun neuen Formen Platz machen müssen. Das fühlen die Menschen, und es macht sie unruhig. Die neuen Formen, die da kommen, sehen sie nicht, oder sie fühlen sich doch nicht mit der Unerschütterlichkeit von ihnen umschlossen, die die alten einst besaßen; und darum kommt es ihnen vor, als ob sich alle Formen auflösten.

Mit dem Untergang des römischen Reiches verschwand die Produktionsweise, die auf der Sklaverei beruhte. Alle Völker, die an beiden beteiligt waren, wurden mit in den Tod gerissen. Die ganze Welt schien unterzugehen, und nichts Neuaufkommendes war zu erblicken; von allen Seiten warfen sich die Barbaren auf das Reich und seine Kultur, und die Welt schien, in Bezug auf Zivilisation, völlig brach zu liegen. Damals waren alle Klassen mystisch veranlagt: die herrschenden suchten Trost bei den neo-platonischen und alexandrinischen Philosophen, die die alte griechische Philosophie mit ungesundem Aberglauben vermengten und die Unwirksamkeit der Außenwelt lehrten; die unterdrückten Klassen, verarmte Freie und Sklaven, wandten sich der Verkündigung des Gottesreiches und den Versprechungen des Evangeliums zu. Das Mittelalter war in seiner kräftigsten Zeit realistisch gesinnt, als noch die feudale Welt, die Kirche und beider Macht den Menschenherzen so fest zu stehen schien, wie eine Naturnothwendigkeit. Aber da bildeten sich die Städte mit ihrem Handwerk, neue Bedürfnisse entstanden, der Handel nahm zu; der Feudalismus zerfiel, eine neue Macht, das Gold, erschien am Lebenshorizont jedes Menschen. Was bleibend wie die Erde selbst geschienen — die Produktionsweise, die auf ihr, auf dem Grundbesitz, beruhte —, begann zu wanken; fremde Kräfte durchwogten wieder die Welt. Da kam auch die Mystik wieder auf; der Mensch suchte einen Ruhepunkt in etwas Festem außerhalb seiner selbst und außerhalb der Welt — in etwas Unveränderlichem. Und in dem Maße, in dem die gesellschaftliche Entwicklung und die Unruhe, die sie mit sich brachte, neue Länder berührte, erwachte in diesen Ländern der mystische Götze; erst in Italien, dann in Flandern, und schließlich in Deutschland.

Wieder stehen wir vor einer großen Wendung — größer als die beiden vorigen, denn sie führt zum Verdrängen gesellschaftlicher Verhältnisse, die Tausende von Jahren geherrscht haben; sie bringt den Uebergang vom Privateigenthum zum gemeinschaftlichen Besitz. Eine alte Welt geht unter; ihr Untergang aber schließt nicht, wie beim römischen Reiche, alle Klassen ein, und nicht wie beim Untergang des Mittelalters suchen die Unterdrückten, die damals fühlten, daß die kommende Welt ihnen nichts bringen konnte, außerhalb der Wirklichkeit Tröstung. Ihre Zeit, die damals noch nicht gekommen war, kommt nun, und das wissen sie. Die Bourgeoise, die in ihrer Jugend ungläubig, antikirchlich und rationalistisch war, ist fromm und mystisch geworden, wie eine abgelebte Schöne. Die Arbeiter aber suchen nicht mehr nach Trost außerhalb der Welt, nicht nach Sicherheit jenseits ihres Bewußtseins, nicht nach geistiger Zuflucht vor dem Neuen, das kommen will. Unser Trost ist in der Welt, unsere Sicherheit beruht in unserem Bewußtsein, und das Neue, das kommt, ist für uns das Gute. Wir kämpfen, damit es schneller kommen soll, wir späh'n voll Verlangen bei jeder Wendung der Tage aus, um etwas davon zu erkennen, wir weisen einander voller Freude auf seine ersten schwachen Spuren in unserer Mitte hin, wie Bergbewohner, nach langer Abwesenheit zurückkehrend, einander entzückt auf die ersten Bodenschwellungen aufmerksam machen.

(Schluß folgt.)